

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Kiel

Kirchliche Orte
Ekklesiologische Überlegungen zur Zukunft der Kirche
Vortrag vor dem Pastorkolleg in Straßburg
„Erben der Reformation“
am 11. Oktober 2013

1. Religion und Kirche in der Spätmoderne – die gesellschaftliche Herausforderung

Wir stehen als Kirche heute vor spezifischen Herausforderungen, die zunächst einmal durch die gesellschaftlichen Entwicklungen bedingt sind, in denen wir heute leben. Sie scheinen mir mit dem Begriff „spätmodern“ gut beschrieben. Denn dieser macht deutlich, dass es einerseits typische Merkmale der Moderne sind, die das Leben prägen, diese aber andererseits gegenüber dem 19. und frühen 20. Jahrhundert deutliche Veränderungen erfahren haben – gerade diese sind für die Kirche besonders wichtig. Charakteristisch für die Moderne sind zunächst Merkmale wie die Individualisierung und die Pluralisierung der Gesellschaft: Die in der Gesellschaft anerkannten Lebenswege, Lebenshaltungen und Orientierungen haben sich vervielfacht, Menschen haben den Anspruch, über ihr Leben und auch ihren Glauben selbst zu entscheiden, der einzelne Mensch, das Subjekt, hat enorm an Bedeutung gewonnen und es erfolgt kaum noch unhinterfragt eine Unterordnung unter Institutionen als Autoritäten. Während es aber zunächst so aussah, als würde die Moderne sich kontraproduktiv auf Religion überhaupt auswirken und die Gesellschaft immer säkularer werden, ist in der Spätmoderne deutlich geworden, dass Religion nicht einfach weniger wird, sondern andere Formen annimmt: Diffusere, weniger institutionelle, selbstbestimmtere, oft auch mit Suchbewegungen verbunden. Der ungebrochene Fortschritts- und Technikglaube der frühen Moderne ist in den letzten Jahrzehnten obsolet geworden, kaum noch jemand glaubt, dass die Menschheitsprobleme mit zunehmendem technischem Fortschritt in den Griff zu bekommen sind. Es gibt eine deutlich stärkere Offenheit als noch vor einigen Jahrzehnten für die Dimension, die wir „transzendent“ nennen – für das, was wir nicht sehen und anfassen, nicht rational begründen können, für ein Bewusstsein, dass es größere Zusammenhänge gibt als sie mit dem menschlichen Verstand fassbar sind und auch dafür, dass Menschen ärmer sind, wenn sie sich nur auf sich selbst beziehen. Diese Orientierungen oder vielleicht manchmal eher Ahnungen führen aber nicht automatisch in die etablierten religiösen Institutionen, in die Kirchen und Gemeinden. Sie werden zwar tendenziell weniger als autoritär und prinzipiell verkrustet abgelehnt als noch vor einigen Jahrzehnten, aber sie werden kritisch daraufhin befragt, wie relevant sie für die religiösen Suchbewegungen und auch für das Leben insgesamt sind – oder aber als irrelevant liegengelassen. Zudem hat sich ein religiöser „Markt“ etabliert, der die Kirche in Konkurrenz zu anderen „Sinnanbietern“ und Lebensunterstützungsangeboten bringt. Die Kirche steht damit in einem beständigen Kampf

um das gesellschaftlich kostbare Gut von Aufmerksamkeit und Relevanz für Menschen. Dies ist ein enormer Druck, der besonders auf denen lastet, die hauptamtlich in der Kirche arbeiten und sich für ihre Arbeit verantwortlich fühlen: Religion und Kirche sind potenziell interessant, aber nur, wenn sie sich als relevant für das Leben von Menschen *erweisen*. Wesentlich stärker als in früheren Jahrhunderten müssen wir danach fragen, welche Menschen wir eigentlich auf welchen Wegen erreichen. Immer stärker ist es eine Frage der angebotenen Wege und Formen, ob Menschen einen Zugang zum Inhalt finden. Auch dies ist typisch für die spätmoderne Gesellschaft: Die ästhetische Orientierung der Gesellschaft bewirkt, dass die Form sehr viel stärker als früher über den Zugang zum Inhalt in der Fülle der Wahlmöglichkeiten entscheidet. Diese Situation – weder sind Religion und Kirche automatisch selbstverständlich wie in der Vormoderne noch werden sie automatisch irrelevanter wie in der frühen Moderne, sondern es hängt von den angebotenen Wegen ab – , ist tatsächlich neu und für die Kirche eine besondere Herausforderung.

Damit aber werden die Formen, in denen sich Kirche organisiert und in der Gesellschaft präsentiert, besonders interessant, denn sie sind die Wege, auf denen Menschen zu den Inhalten, für die die Kirche steht, finden. In Deutschland haben wir in dieser Hinsicht eine eigentümliche Situation: Einerseits haben wir eine Pluralität von Organisations- und Handlungsformen, andererseits ist jedoch eine Form deutlich dominant, die Ortsgemeinde oder Parochie. Nicht selten wird diese als „eigentliche“, als „die“ Form von Gemeinde verstanden. Sie ist jedoch eine geschichtlich bedingte, in bestimmten historischen Konstellationen entstandene und damit kontingente Form von Gemeinde. Auf ihre Entwicklung lohnt sich ein näherer Blick.

2. Die Entwicklung der heutigen Gemeindeformen – eine historische Perspektive

Die Ortsgemeinde ist ein historisch sehr interessantes Gebilde mit einer wohl einmaligen Mischung aus vormodernen und modernen Elementen, in die sich jetzt auch spätmoderne Elemente mischen.

Das grundlegende Organisationsprinzip der Ortsgemeinde ist das sog. territoriale Prinzip, mit dem Gemeinden als ein bestimmter Bezirk definiert werden, der ohne inhaltliche Differenzierung an den nächsten Bezirk anschließt. Kirchenmitglieder werden, wenn sie sich nicht aktiv umgemeinden lassen, qua Wohnort automatisch einer Gemeinde zugeordnet. Dies ist nicht biblisch begründet und theologisch keineswegs zwingend, sondern entwickelte sich im Frühmittelalter allmählich, entstammt also der Vormoderne. Seine Wurzeln liegen im 4. Jahrhundert, als das Christentum von einer verfolgten Minderheit zur Reichskirche wurde und die römischen Verwaltungsstrukturen für seine flächendeckende Organisation übernahm – nicht zuletzt, um seinen Anspruch auf das gesamte römische Reich zu markieren. Ausgebaut wurde das territoriale Prinzip im 9. und 10. Jahrhundert mit dem Pfarrzwang und der Pflicht, den Zehnten abzuliefern. Durchgesetzt hat es sich in verschiedenen Regionen unterschiedlich stark, auf dem Land stärker als in den Städten – so konnten in manchen Städten Menschen lange ihre Parochie selbst wählen. Das territoriale Prinzip stand immer im Konflikt mit anderen Organisationsformen wie dem Mönchtum oder den Personalgemeinden. Die Reformation hat die ortsgemeindliche Organisation letztlich faktisch gestärkt, indem Luther in vielen Einzelgemeinden stärker mit seiner Botschaft Gehör fand als in der Gesamtkirche und den Gemeinden – die zu dieser Zeit faktisch

Ortsgemeinden waren - eine stärkere Selbstständigkeit zusprach. Theologisch ist jedoch bei Luther deutlich, dass er keine bestimmte Organisationsform bevorzugt, sondern es ihm einzig um die Verkündigung des Evangeliums ging.

Noch bis Ende des 19. Jahrhunderts müssen wir uns die Ortsgemeinde als einen kirchlichen Verwaltungsbezirk vorstellen, der die kirchliche Zuständigkeit für Gottesdienst, Amtshandlungen, Unterricht und Seelsorge für alle, die in dem Bezirk wohnen, organisiert, mit unserer heutigen Vorstellung, dass die Gemeinde ein Ort christlicher Gemeinschaft sei, aber wenig zu tun hat. Der Gemeinschaftsgedanke, den wir in der Bibel finden, war im Mittelalter logischerweise zurückgetreten, denn Gemeinschaft braucht immer ein Außen, und wenn die gesamte Bevölkerung unterschiedslos christlich ist, kann dieser nicht greifen. Dies änderte sich in der Neuzeit, vor allem dann im 19. Jahrhundert. Als Menschen im Zuge der Industrialisierung in Massen in die großen Städte strömten, wurde deutlich, dass die bisherigen Gemeindeformen darauf nicht sinnvoll reagieren konnten. Die in die Stadt kommenden Menschenmassen konnten mit diesem Konzept nicht integriert werden und verloren ihre religiösen und moralischen Wurzeln – der Gottesdienstbesuch in den Städten wird Ende des 19. Jahrhunderts auf ca. 1,5% unter der evangelischen Bevölkerung geschätzt. Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Kirche und von Gemeinde brauchte, um Menschen zu erreichen. Die Gemeindebewegung Ende des 19. Jahrhunderts entwarf die Gemeinde für die Moderne daher neu. Das Parochialprinzip wurde beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein Verwaltungsbezirk in Sachen Religion, sondern wurde als ein „Hort christlicher Liebe“ verstanden, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Möglichst viele der nominellen Kirchenmitglieder sollten in eine aktive Beteiligung am kirchlichen Leben integriert werden, um ihnen moralischen Halt, diakonische Unterstützung und vor allem eine christliche Sozialisation zu vermitteln.¹ Ein wichtiger Name ist dafür Emil Sulze (1832-1914). Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein, die er von Ehrenamtlichen gestalten ließ. Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Architektonisch entstand in dieser Zeit auch das Gemeindehaus, das dezidiert den Vereinshäusern nachgebildet wurde. Nach dem Vorbild der freien Vereine wurden für die verschiedenen naturständischen Gruppen – Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer und alte Menschen – Angebote konzipiert. Diese bauten auf der Einheit von Wohnwelt, Arbeitswelt und Freizeitwelt und nutzten die Chance der kurzen Wege für die Menschen und die Expertise für den Nahbereich. Damit veränderte sich übrigens auch der Pfarrberuf grundlegend: Zu den bisherigen kultischen und pädagogischen Funktionen traten kommunikative und soziale, vor allem aber organisatorische Aufgaben. Schon früh wurde die Gefahr gesehen, dass sich die Aufgaben des Geistlichen dabei immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern und er zum „Manager eines großen

¹ Vgl. Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 97ff.

Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins (wird), der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“². Eine der wohl wichtigsten Neuerungen für das Pfarramt war dabei, dass jetzt der persönliche Kontakt zum Pfarrer für die Beziehung zur Kirche (die manchmal in eine bedenkliche Nähe zum christlichen Glauben rückte) relevant wurde und ganz neue emotionale Ansprüche an den Pfarrberuf gerichtet wurden. Persönliche Kontakte und das „volle Haus“ wurden zu einem Qualitätsmerkmal der Gemeinde und gleichzeitig des pastoralen Berufes: Mit wie vielen der nominellen evangelischen Kirchenmitglieder die Pfarrperson in Kontakt steht und wie viele regelmäßig an den kirchlichen Angeboten teilnehmen, wurde (und wird bis heute) zu einem erheblichen Teil der Ausstrahlung und Leistungsfähigkeit des Pastors und mittlerweile auch der Pastorin zugeschrieben.

Damit wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Die heutige „Kerngemeinde“ entstand. Dieses Gemeindemodell ist nicht nur ein typisch frühmodernes, sondern auch ein typisch städtisches Modell, das auf einer grundlegenden Kritik an der modernen Gesellschaft der Stadt beruht und die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren soll. Es wurde dann sozusagen auf das Land exportiert und wurde leitend für die gesamte Kirche. Dabei muss allerdings einschränkend gesagt werden, dass natürlich auch damals nie alle, sondern immer nur ein Teil der nominellen Gemeindeglieder der Idee folgten, ihre Freizeit im neu entstandenen Gemeindehaus zu verbringen und ihren Glauben in der Ortsgemeinde zu leben.

Dies ist heute nicht anders als damals. Für die Ortsgemeinde wissen wir dies statistisch relativ genau: Sie erreicht mit ihren spezifischen Arbeitsformen durchschnittlich ca. 10% der evangelischen Kirchenmitglieder, mit Kasualien, die überwiegend von den Ortsgemeinden angeboten werden, sporadisch deutlich mehr, aber die inhaltlich leitende Idee der heutigen Ortsgemeinde und das, woran Gemeinden (und Pastores) immer noch häufig implizit bewertet werden, wurde und wird immer von einer Minderheit in Anspruch genommen. Gegenüber dem 19. Jahrhundert hat sich die Situation in der Spätmoderne jedoch in mehrfacher Hinsicht verschärft: Konnte man im 19. Jahrhundert noch von der naturständischen Gliederung und der Einheit von Wohnen, Arbeiten und Freizeit ausgehen, so sind die Lebenswege, Bedürfnisse und auch Fragen in der Spätmoderne so vielfältig geworden, dass es unmöglich ist, allen Bedürfnissen gerecht zu werden und jeden Kommunikationsweg des Evangeliums anzubieten, der für Menschen hilfreich und wertvoll wäre. Gemeinden sind überfordert damit, für alle religiösen Bedürfnisse in ihrem Bezirk zuständig zu sein. Sie müssen auswählen – und faktisch wählen sie schon lange aus, was sie tun und was sie lassen. Keine Gemeinde kann allen alles sein.

Diese Erkenntnis ist nicht prinzipiell neu. Mit den Milieustudien seit Ende der 1990 Jahre haben wir jedoch etwas genauere Kenntnis darüber, welche Menschen Ortsgemeinden auf welchen Wegen erreichen. Damit ist auch endgültig deutlich, dass es nicht nur und vermutlich nicht einmal primär eine Frage der Frömmigkeit ist, wer in Kontakt zur Ortsgemeinde steht, sondern in nicht unerheblichem Maße eine Frage des Milieus ist, dem man angehört. Dem Modell der konzentrischen Kreise, das denjenigen, die besonders oft in der Gemeinde zu sehen sind, mit

² Bülck, Walter: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36.

besonders intensiv Glaubenden identifiziert, während die, die seltener kommen, weniger glauben und die, die gar nicht kommen, als unchristlich verstanden werden, ist damit endgültig die Grundlage entzogen.

Dass die traditionellen Ortsgemeinden bestimmte Bevölkerungsgruppen deutlich besser als andere erreichen, hängt damit zusammen, dass die Milieus sich nicht nur durch Alter, Bildungsgrad, Einkommen und Musikgeschmack unterscheiden, sondern auch durch ihre Orientierung am Nahbereich des Wohnortes bzw. an größeren Regionen, an ihren bevorzugten Formen von Gemeinschaft, an dem Typus von Veranstaltungen, die man gerne besucht, an der Mobilität und auch am kulturellen Geschmack. Die Ortsgemeinde erreicht entsprechend vor allem Menschen, die sich am Nahbereich orientieren, hier auch Gemeinschaft suchen, regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen besuchen, wenig mobil sind und eher hochkulturell und traditionell orientiert sind. Hier liegen auch ihre besonderen Chancen: Die kurzen Wege für Menschen, die wenig mobil sind, die Expertise für den Nahbereich, die lebensbegleitenden Kompetenzen und die Verbindung von Religion und Geselligkeit. Damit leisten sie Wichtiges und für manche Menschen sehr Wertvolles, aber nicht für alle. Den typischen Arbeitsformen der Ortsgemeinde entsprechen vorrangig zwei von insgesamt sechs Milieus evangelischer Kirchenmitglieder. Dies aber ist nicht nur eine Minderheit der Evangelischen, sondern es sind ausgerechnet die beiden ältesten Milieus, die durch die Ortsgemeinde gut erreicht werden. Das mittlere Lebensalter wird teilweise mit speziellen Angeboten erreicht (entweder qua Familienorientierung oder mit hochkulturellen Angeboten) und besonders schlecht das jugendkulturelle und das sozial schwächste Milieu.

Dies ist der einzelnen Gemeinde nicht zum Vorwurf zu machen, denn zum einen kann sie nicht alles bieten und zum anderen limitiert die Form Ortsgemeinde an sich bereits den Zugang, denn jede Form hat einen spezifischen Charakter, spezifische Arbeitsformen und eine spezifische Art von Gemeinschaftsbildung. Schon beim Betreten eines Gemeindehauses, eines Frauenwerkes, eines Jugendhauses oder einer Akademie spüren Menschen sofort an der Atmosphäre, am Mobiliar, an den Teppichen und Gardinen (oder an ihrem Nichtvorhandensein) und an den anderen Menschen dort, ob sie dort hinpasse oder eher nicht. Schwierig wird es nur, wenn sich die Kirche einseitig auf die Form Ortsgemeinde konzentriert in dem Wissen, dass sie es damit manchen Menschen erleichtert und anderen erschwert, an der kirchlichen Kommunikation des Evangeliums teilzunehmen. Damit würde sie ihrem Auftrag nicht gerecht, denn nach Mt 28 ist es ihre Aufgabe, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren und nicht vorrangig mit bestimmten Menschen und Milieus. Zudem wäre es auch im Blick auf die Zukunft der Kirche fatal, sich auf die älteren Bevölkerungsgruppen zu konzentrieren. Es braucht also breitere Zugangswege zur kirchlichen Kommunikation des Evangeliums als sie die Ortsgemeinde leisten kann.

Diese gibt es ja seit den 1960er Jahren durchaus. Hier wurden übergemeindliche Arbeitsformen entwickelt wie Akademien und Frauenwerke, Männerarbeit und Beratungsstellen, Arbeitsstellen für interreligiösen Dialog, Ökumene oder Spiritualität etc., die in der Regel mit Pfarrstellen versehen wurden. Ebenso wurde die Region als kirchliche Gestaltungsgröße entdeckt und Abschied genommen von der Allzuständigkeit des Pfarramtes: Ein Team unterschiedlicher Berufsgruppen sollte die nun größere Gemeinde mit unterschiedlichen Schwerpunkten leiten. Allerdings erfolgte der Prozess der Ausdifferenzierung des kirchlichen Angebots und damit der Vervielfältigung der

Kommunikation des Evangeliums wesentlich stärker in der Stadt als auf dem Lande, Angebote wie Citykirchenarbeit, Akademien, Zentren für Spiritualität oder interreligiösen Dialog, Single- und Alleinerziehendenarbeit etc. sind nach wie vor mehrheitlich im städtischen Bereich anzutreffen. In den letzten 20 Jahren mit der finanziellen Verknappung ist das Spektrum von Angeboten sogar teilweise noch verringert worden, denn wenn Gemeinden zusammengelegt oder vergrößert werden, bzw. Pastorinnen und Pastoren mehrere Gemeinden zu betreuen haben, reichen die Ressourcen oft gerade nur noch für die „Grundversorgung“ der klassischen parochialen Struktur und entwickelte Schwerpunkte müssen zurückgefahren werden. Nicht selten entscheidet im parochialen System dann jede Gemeinde für sich, was noch geleistet werden kann, was dazu führen kann, dass überall das gleiche kirchliche Angebot gemacht wird. Die klassischen Arbeitsbereiche aber entsprechen den Bedürfnissen bestimmter Menschen und Bevölkerungsgruppen und keineswegs aller, so dass die Kommunikation des Evangeliums eingeschränkt wird, indem manchen Menschen der Zugang erleichtert und anderen erschwert wird.

Damit sind wir bei der theologischen Perspektive der Zukunft kirchlicher Organisation angelangt.

3. Kommunikation des Evangeliums als Aufgabe der Kirche – theologische Überlegungen

Die bisher vorgestellten Überlegungen haben bereits deutlich gemacht, dass die derzeitigen Formen von Gemeinde historisch gewachsen sind und keine Form von vornherein einen theologischen Vorrang beanspruchen könnte, auch nicht die Ortsgemeinde. Denn theologisch sind die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, nicht göttlich gegeben, sondern menschliche Gestaltungsaufgabe – hier ist zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen sauber zu unterscheiden. Die Form der Ortsgemeinde, wie wir sie heute kennen, ist insofern eine mögliche und legitime unter anderen. Eine christliche Gemeinde wird jedoch nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Dass die Ortsgemeinde territorial abgegrenzt ist, ist insofern keine theologische Frage, sondern eine kirchenrechtliche. Auch in der Bibel gibt es ja kein einheitliches Bild von „Gemeinde“, an dem wir uns heute orientieren könnten. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten. Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der "Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos" (Roloff) geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind. Sie müssen sich im Gegenteil daran messen lassen, ob sie dem grundlegenden theologischen Auftrag der Kirche entsprechen. Dieser scheint mir nach wie vor in dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend beschrieben. Beschrieben werden kann diese als Kommunikation der Überzeugung, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt

wurde und auf diesem Weg in der Perspektive seines Reiches alle Menschen, die an ihn glauben, hinein nimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt und die entsprechenden Konsequenzen in horizontaler und in vertikaler Perspektive. Im Gegensatz zu dem Begriff der „Verkündigung“ denkt der Kommunikationsbegriff dabei von der Wirkung auf die Adressatinnen und Adressaten her, so dass nicht von denen, die die Kommunikation betreiben und verantworten, verbindlich entschieden werden kann, wo die Kommunikation besonders intensiv ist und wo weniger. Dem Gottesdienst lässt sich hier eine Sonderstellung zuschreiben, weil er die Kommunikation mit Gott zum expliziten Ziel hat. Ansonsten aber werden Menschen vom Evangelium ebenso im Senior*innenkreis erreicht wie in der Jugendfreizeit, in der diakonischen Arbeit ebenso wie in der Bildungsarbeit, im Unterricht ebenso wie in der kirchenmusikalischen Arbeit, in der Meditationsarbeit ebenso wie in der Seelsorge. Dabei muss man in Rechnung stellen, dass von außen nicht zwingend und schon gar nicht zuverlässig beurteilt werden kann, wann und in welcher Weise Menschen vom Evangelium erreicht werden. Gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen „Bekehrung“ als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten. Glaube ist ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen, die nicht einmal dem Subjekt selbst immer bewusst sind, geschweige denn, dass es sie immer zur Sprache bringen könnte. Erst recht kann es nicht von außen beurteilt werden – es ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch. Insofern kann die „Wirkung“ der Kommunikation nicht „gemacht“ werden und nicht einmal unbedingt gesehen werden, sondern sie bleibt unverfügbar. Das gilt bereits für zwischenmenschliche Kommunikation, die immer auch ein unberechenbares Moment enthält, erst Recht für die klassisch als „Glaube“ beschriebene Wirkung der Kommunikation des Evangeliums, die wir als Wirkung des Geistes verstehen.

Begreife ich in dieser Offenheit die Kommunikation des Evangeliums als grundlegende Aufgabe der Kirche und damit auch jeder Gemeinde und zwar in der Perspektive von Mt, also in der Ausrichtung auf „alle Welt“, nicht auf die Kerngemeinde, ein bestimmtes Milieu oder eine bestimmte Ausrichtung bezogen, dann müssen sich die Organisationsformen der Kirche daran messen lassen, wie gut sie diesem Auftrag dienen. Jede Organisationsform generell und jede konkrete Ausprägung an einem bestimmten Ort muss sich daran messen lassen, ob sie der Kommunikation des Evangeliums unter den gegebenen Umständen nach bestem Wissen und Gewissen bestmöglich dient oder ob andere Formen dem Auftrag eher entsprechen würden. Wichtig dabei ist, dass alle anderen Ziele gegenüber dem theologischen Auftrag der Kirche sekundär sind, beispielsweise also die Bindung an eine bestimmte Gemeinde oder die Verwurzelung der Kirche in den sozialen Strukturen – dies kann sinnvoll sein im Blick auf die Kommunikation des Evangeliums, ist aber kein Selbstzweck.

Insofern wird es theologisch problematisch, wenn die Kirche sich auf bestimmte Organisationsformen einseitig konzentriert, die nachweislich bestimmten Bevölkerungsgruppen den Zugang zur kirchlichen Kommunikation des Evangeliums erschweren. Hinzu kommt, dass durch die vollständige religiöse Zuständigkeit für einen Bezirk eine Gemeinde sich selbst genug werden und das Bewusstsein zurücktreten kann, ein Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi zu sein. Besonders in der evangelischen Kirche, die gegenüber der die Reformation ablehnenden Gesamtkirche die Eigenständigkeit der Einzelgemeinde auch und gerade in theologischer Hinsicht betonte, zeigt sich dies als Gefahr. In der Kirchengeschichte schlug sich dies in solchen Kuriositäten nieder wie die Zurückweisung von Nichtgemeindegliedern beim Abendmahl. Aber

auch in der Gegenwart gibt es gelegentlich Tendenzen, die Beteiligung an einer bestimmten Gemeinde wichtiger zu werten als den Kontakt mit der Kirche und die Teilhabe an der Kommunikation des Evangeliums überhaupt. Diese theologische Schwierigkeit führt dann in der Spätmoderne, in der Menschen selbstverständlich ihre Bezüge und Beteiligungsformen wählen, zu latenten Konflikten und zu unrealistischen Erwartungshaltungen, die wiederum unnötigen Druck erzeugen können. Dies ist menschlich verständlich, weil man sich natürlich immer eine Stärkung des eigenen Umfeldes wünscht – sollte jedoch dazu herausfordern, sich stärker als Kirche Jesu Christi zu begreifen und weniger als Einzelgemeinde.

4. „Kirchliche Orte“ – ein Zukunftsmodell

Wie aber könnte eine Alternative zu den bisherigen kirchlichen Organisationsformen aussehen, die einerseits eine Dominanz der Ortsgemeinde bedeutet, andererseits jedoch auch sehr ausdifferenzierte nichtparochiale Formen umfasst? Im Zuge meiner Forschungen zum Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Organisationsformen habe ich ein Modell entwickelt, das einen Vorschlag für künftige kirchliche Organisationsformen macht, der möglichst viele Stärken der Ortsgemeinde mit den Stärken übergemeindlicher Arbeitsformen verbindet.

Grundlegend in meinem Modell sind die kirchlichen Orte. Dies knüpft an die vormoderne Tradition kirchlicher Ortsbezogenheit an, möchte diese aber spätmodern in einer offenen Weise begreifen, die unterschiedlichen Gruppen Zugänge zur Kirche eröffnet. Kirchliche Orte sind alle Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet, also Gemeinden mit Kirche und Gemeindehaus, aber auch Diakonische Werke, Akademien, Frauenwerke etc. zählen dazu.

Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Dies führt eine zunächst gedankliche Differenzierung ein, die hilfreich ist, um die Aufgaben der Kirche, mit denen sie ihren grundlegenden Auftrag der Kommunikation des Evangeliums umsetzt, genauer in den Blick zu bekommen.

4.1. Vereinskirchlicher Bereich vor Ort

Der „vereinskirchliche“ Bereich ist von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich beispielsweise Senior*innenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen. Diesen Bereich nenne ich „vereinsähnlich“ oder „vereinskirchlich“, weil er in seiner Entstehung in der Gemeindebewegung angelehnt an die Struktur freier Vereine entwickelt wurde und auch heute Parallelen zu säkularen Vereinen aufweist. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die sich an der Kirche im Nahbereich orientieren und dort Gemeinschaft suchen. Hier können sich das kirchliche Heimatgefühl und die Integration von Kirche in das Sozialleben entwickeln, die gerade von der ortsgemeindlichen Orientierung betont werden. Insofern bleibt die lokale Orientierung und die Verwobenheit von Kirche und

gesellschaftlichem Sozialgefüge bestehen – für diejenigen, denen sie wichtig ist und die die Kommunikation des Evangeliums gerade auf diesen Wegen erfahren.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln und was dort geschieht, hängt von den konkreten Verhältnissen vor Ort und vor allem von dem, was Menschen dort wollen und brauchen, ab. Dieser Bereich wird nämlich von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit in der Gemeindebewegung, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Gleichzeitig zeigen soziologische Studien, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute. Allerdings geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den „Herrn Pastor“ unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück, so dass seit einigen Jahren verstärkt nach dem „neuen Ehrenamt“ gefragt wird. Deutlich ist bei dieser Debatte, dass wir neu überlegen müssen, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit Menschen sich ehrenamtlich engagieren. Häufig wird an dieser Stelle gefragt „Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen hernehmen?“. Ich glaube, dass es sinnvoll ist, die Fragerichtung umzukehren: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und sich dafür engagieren, was sie suchen und brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und dass es an uns liegt, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Die Aufgabe ist, deutlich zu machen, welchen Schatz es bedeuten kann, im Kontakt mit der christlichen Botschaft zu leben sowie dieses Leben eigenständig im Kontakt mit anderen zu gestalten und inwiefern die Kirche dabei hilfreich ist.

Die Aufgabe der Hauptamtlichen in dem vereinskirchlichen Bereich ist es, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen. Dies müssen nicht Pastorinnen und Pastoren sein, sondern wäre auch ein sinnvolles Aufgabenfeld für die gemeindepädagogischen Berufe. Sie leisten Hilfe beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe. Sie begleiten die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer und fördern sie, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Vor allem aber sind sie dafür da, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. So könnte beispielsweise einer Hauptamtlichen deutlich werden, dass in einem kirchlichen Ort viele Menschen mit Trauerarbeit beschäftigt sind. Ihre Aufgabe wäre es dann nicht, ein fertiges Angebot für die Menschen zu konzipieren, sondern mit ihnen zusammen herauszufinden, welche Form von Angebot sie benötigen (eine feste Gruppe? Eine Gottesdienstreihe? Eine Reise? Ein Trauercafé?) und wer Lust hätte, dies zu leiten und sich entsprechend dafür fortzubilden.

Selbstverständlich stellt dieser Zugang zum kirchlichen Handeln für die jetzt kirchlich Engagierten eine erhebliche Veränderung dar, wenn sie sich nicht mehr auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin verlassen können. Dies ist einer

der Gründe, warum ich für einen langsamen und allmählichen Übergang plädiere, der heute mit der Ausrichtung beginnt, aber in 10 oder 15 Jahren noch nicht abgeschlossen sein muss. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was gewonnen wird, wenn Kirche von vielen aktiv gestaltet wird.

4.2. Differenzierte Aufgabenbereiche für die Region

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es in jeder Gemeinde einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Der entscheidende Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt darin, dass er nicht auf der Basis der Initiative Ehrenamtlicher zustande kommt, sondern aufgrund der kirchenleitenden Überzeugung, dass diese Arbeit ein sinnvoller Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums an diesem Ort ist. Anders als der vereinskirchliche hat er zudem einen größeren Horizont und erfüllt bestimmte Aufgaben stellvertretend für eine Region. Dies bedeutet ein arbeitsteiliges Verständnis von Gemeinde, die nicht alles in sich abbildet, was Kirche ausmacht, sondern sich als Teil der Kirche Jesu Christi auf bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums konzentriert. Diese Arbeitsbereiche werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, je nach Anforderungen und Möglichkeiten gemeinsam gestaltet.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher übergemeindlich wahrgenommen wurden wie beispielsweise diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben. Es zählen jedoch auch Bereiche dazu, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, jedoch unter einer Überlastung der Hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln und teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl leiden wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-Arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Erwachsenenbildung, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Dabei sollte jeder kirchliche Ort immer mehr als einen Aufgabenbereich inne haben, damit sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche nicht gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, und auf dem Lande dürfte es aufgrund der größeren Entfernungen sinnvoll sein, nicht nur zwei, sondern auch drei oder vier Aufgabenbereiche an einem Ort anzulagern – also beispielsweise Jugendarbeit, Kirchenmusik und diakonische Arbeit oder Frauenarbeit, Singlearbeit, Meditation und interreligiöser Dialog. Damit gibt es an einem kirchlichen Ort nicht alle Aufgabenbereiche, aber das Evangelium wird auf deutlich mehr und breiteren Wegen kommuniziert als im bisherigen parochialen Modell zumeist üblich. Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen Konstellationen ländlicher Regionen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird so ausgerichtet, wie Menschen sie brauchen. Der Entscheidungsprozess darüber sollte die Haupt- und Ehrenamtlichen an den kirchlichen Orten beteiligen, gleichzeitig jedoch Absprachen und Koordination der Aufgaben in einer Region und vermutlich auch in einem

Kirchenkreis einschließen. Wichtig dabei sind die theologische Dimension als Grundlage für die Entscheidung, wie viel Jugendarbeit, Diakonische Arbeit, Bildungsarbeit etc. eine Region oder ein Kirchenkreis angesichts der vorhandenen Ressourcen haben soll – mit einer inhaltlichen Entscheidung, für welche Arbeitsbereiche die Kirche ihr Geld und ihre Mitarbeitenden eigentlich einsetzt.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen gerade auf dem Land zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Allerdings musste für gezielte Angebote wie z.B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende bislang häufig der noch weitere Weg in die Stadt auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in einer ländlichen Parochie gedacht waren, weil sie ja nicht in der „eigenen“ Gemeinde angeboten wurden. Hier stößt das Modell einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertlangen Ausrichtung auf territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Diejenigen, die dies nicht wollen und die Kirche vor Ort suchen, haben im vereinskirchlichen Bereich die Möglichkeit, sich an der Kirche um die Ecke zu orientieren und dort Passendes zu finden, denn der vereinskirchliche Bereich ist ja gerade auf Menschen im Nahbereich ausgerichtet.

Aufgegeben wird also der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, das Evangelium auf mehr Wegen für mehr Menschen als bisher zu kommunizieren und gezielter zu bedenken, wofür die – ja immer knappen – Ressourcen eingesetzt werden.

4.3. Gottesdienste und Kasualien

An jedem kirchlichen Ort gibt es ein gottesdienstliches Leben, auch an kirchlichen Orten wie einem Diakonischen Werk, wo dies bisher nicht der Fall war. Es besteht prinzipiell die Möglichkeit, den Gottesdiensten je nach Aufgabenbereichen an dem kirchlichen Ort einen unterschiedlichen Charakter zu geben und diese zu unterschiedlichen Zeiten stattfinden zu lassen.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich, was gerade für den Teil der ländlichen Bevölkerung, denen die kirchliche Ortsanbindung wichtig ist, zentral sein dürfte. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne.

4.4. Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Sie informiert darüber, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Sie leistet auch persönliche Beratung für Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, nach Kasualien und vielem mehr. Über den Informationswert

hinaus signalisiert die Kirche damit: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

4.5. Chancen des Modells

Ich glaube, dass ein Vorteil des Modells darin liegt, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet, mit der es sich auf ländliche Räume ebenso beziehen kann wie auf städtische – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anderes gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Nicht zuletzt gilt die Flexibilität auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss.

Vor allem aber bieten diese Überlegungen die Chance, dass Menschen an der Kommunikation des Evangeliums teilhaben können, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Dem Auftrag der Kirche, der sich an alle Welt richtet, könnte damit auf neue Weise nachgekommen werden. Wie genau, kann nur vor Ort – an den kirchlichen Orten – konkret werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!